

## Einleitung

---

Das Untersuchungsfeld der vorliegenden Arbeit ist nicht umweglos einzugrenzen, wie sich in ihrem umständlichen Titel bereits andeuten mag. Im Zentrum steht eine wissenschaftsgeschichtlich folgenreiche Diskursformation, deren Konstellation letztlich noch die wissenschafts- und grundlagentheoretischen Debatten der aktuellen Gegenwart berühren. Ihr thematischer Kern kreist um das noch genauer zu erläuternde ›Problem des Wissens‹. Mit dieser Wendung beziehen wir uns auf ein komplexes Beziehungsgefüge, das sowohl geistes- und wissenschaftsgeschichtliche als auch lebensweltliche Aspekte einschließt. Die ›Krise des Wissens‹, so können wir vorläufig festhalten, trat ein mit dem Niedergang einer besonderen Wissensordnung, deren Wurzeln im Deutschen Idealismus einerseits und dem Neuhumanismus andererseits begründet lagen. In der ›Idee der deutschen Universität‹ wurde jene Wissensordnung zunächst systematisiert und schließlich institutionalisiert.<sup>1</sup> Entwertet wurde im Verlaufe des über ein Jahrhundert währenden Verfallsprozesses somit keineswegs nur das Ideal einer universitären Struktur, sondern ein spezifisches, bürgerliches Bildungspathos, dessen Devaluation nicht nur unmittelbare kulturpolitische Auswirkungen zeitigte, sondern ebenso das Selbstbild der Wissenschaft und des Wissenschaftlers nachhaltig erschütterte. Als zeitliche Grenzmarkierungen dieser geistesgeschichtlichen Entwicklung kann man in der einen Richtung auf den Rückgang der allgemeinen Bedeutung der Hegelschen Systemphilosophie seit den 1830er Jahren als den Einsatzpunkt der Auseinandersetzungen verweisen. Deren Schlusspunkt wurde, in der entgegengesetzten Richtung liegend, mit der Zäsur gesetzt, welche die nationalsozialistische Machtübernahme 1933 für die Wissenschaftsentwicklung zur Folge hatte. Innerhalb dieses Zeitraums wurden nicht nur allgemein die Herausbildung der heutigen Fächerstruktur des Wissenschaftssystems, sondern darüber hinaus auch die methodologischen Aus-

---

1 Eine ausführliche problemgeschichtliche Darstellung dieser Entwicklung gibt der erste Teil der Arbeit.

richtungen fast aller empirischen Einzeldisziplinen entscheidend vorgeprägt.

Im Fokus der folgenden Untersuchung steht die spätestens mit Wilhelm Diltheys ›Einleitung in die Geisteswissenschaften‹ aus dem Jahr 1883 eröffnete Debatte um die Möglichkeit einer wissenschaftstheoretischen Abgrenzung von Geistes- und Naturwissenschaften, die sich bis spät in die 1920er Jahre hinaus spannte. Die besondere, soziologisch relevante Fragestellung, die in den folgenden Studien adressiert werden soll, richtet sich auf die spezifische Position, welche den Theoretikern, die im Dienste der Begründung einer autonomen Lehre von der Gesellschaft argumentierten, innerhalb dieser Auseinandersetzungen zuzuweisen ist. Eine *strukturanalytische* Gegenüberstellung der erkenntnistheoretisch begründeten Wissensaxiomatiken einiger ausgewählter soziologischer Klassiker (Simmel, Weber, Mannheim, Schütz) mit den prominentesten Letztbegründungsansätzen aus der zeitgenössischen Philosophie (Lebensphilosophie, Neukantianismus, Phänomenologie) soll den Eigenwert und den philosophischen Gehalt dieser *soziologischen* Erkenntnistheorien ermitteln. Dass es den Gründervätern der modernen Soziologie nicht nur gelungen ist, philosophisch eigenständige und beachtenswerte Konzeptionen zur Lösung der ›Krise des Wissens‹ vorgelegt, sondern außerdem im gleichen Zuge einem *modernen* Wissenschafts- und Philosophieverständnis den Weg geebnet und einen »Paradigmenwechsel«<sup>2</sup> herbeigeführt zu haben, stellt die essentielle Erkenntnis der Arbeit dar.

Das Verhältnis von Philosophie und Soziologie um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ist von Philosophie- wie auch Soziologiehistorikern auf höchst unterschiedliche Weise geschildert worden. Während einige hier eine Kontinuitätslinie zwischen beiden Diskursfeldern anzunehmen geneigt sind (Wahlen 1981: 13ff.; Koselleck 1991: 135ff.; Scholtz 1997: 23ff.), betonen andere dagegen eher die Gegensätzlichkeit der Anliegen beider Disziplinen. So beschreibt etwa Herbert Schnädelbach, dass ausgerechnet die Philosophie am Prozess der »Dynamisierung des traditionellen Wissenschaftskonzepts«, der im 19. Jahrhundert stattfand, »keinen aktiven Anteil« (1999: 118) hatte. Vor diesem Hintergrund erscheint die moderne Soziologie als »Erbin« (Weiß 1993b: 46) und als »moderne Nachfolgerin der Philosophie« (Krasnodebski 2003: 111), deren Entfaltung mit dem Nachweis der »Unterlegenheit und Schädlichkeit philosophischen Denkens« (Weiß 1993b: 46) einhergegangen sei. Soziologiehistoriker sprachen in diesem Zusammenhang auch von einer »Soziologisierung« der philosophischen Reflexion« (Rehberg 1981: 162) bzw. einer »Soziologisierung der meisten Sinnfragen« (Clam 2002: 13) und deuten damit auf die Ersetzung von Philosophie durch Soziologie hin. Wie man auch immer heute zu

---

2 Wolfgang K. Schulz hat unter teilweisen Rekurs auf die gleichen Autoren einen »Paradigmenwechsel in der Kulturtheorie« (1993a: 12ff.) beschrieben.

dem Ergebnis dieser Entwicklung stehen mag<sup>3</sup>, beide Sichtweisen sind nach unserer Auffassung in ihrer radikalen Pointierung nicht stichhaltig. Vielmehr scheint, wie sich erweisen wird, beides gleichzeitig zuzutreffen: Soziologen haben sich von Anbeginn an dem Versuch zur Lösung der »genuine crisis of reason« (Alexander 1995: 4) beteiligt und sich hierbei sogar häufig auf die Leistungen der Fachphilosophen berufen. Mit dieser Feststellung darf jedoch nicht beifolgend die Möglichkeit ausgeschlossen werden, deren Reflexionsergebnisse in systematischer Hinsicht als autonom und unabhängig zu bewerten. Das folgende Rekonstruktionsunternehmen widmet sich daher in erster Linie der Aufgabe, dass hier skizzierte Spannungsverhältnis zwischen Philosophie und Soziologie zunächst genealogisch aufzuklären und anschließend systematisch zu analysieren. Zu diesem Zweck werden im Zuge der Diskursbeschreibung Evaluationskriterien entwickelt, anhand deren Differenzen und Konvergenzen zwischen philosophischen und soziologischen Axiomen<sup>4</sup> determinieren werden können.

Das Bedürfnis nach systematischen Klärungen der Zusammenhänge zwischen beiden Disziplinen ist keineswegs neu und wird in regelmäßigen Abständen vorgetragen. Maurice Merleau-Ponty beanstandete bereits 1960, dass

»La philosophie et la sociologie ont vécu longtemps sous un régime de séparation qui ne parvenait à cacher leur rivalité qu'en leur refusant tout terrain de rencontre, en gênant leur croissance, en les rendant l'une pour l'autre incompréhensible, en plaçant donc la culture dans une situation de crise permanente« (1960: 123).

In der gegebenen Atmosphäre eines »guerre froide« (ebd., 1960: 124) zwischen beiden Disziplinen würde jeder Vermittlungsversuch bereits im Keim erstickt. Merleau-Ponty wagte sich dennoch an die Aufgabe.

An der Ausgangskonstellation, die Merleau-Ponty vorfand, hat sich in den vergangenen Dekaden einiges gewandelt. Insbesondere in den angel-

---

3 Die wohl radikalste Soziologie-Kritik, die letztlich auf der Grundlage des Arguments von der Selbstüberforderung der soziologischen Ansprüche aufruht, hat zweifellos Tenbruck (1984) vorgelegt. Auch Clam ist der Auffassung, dass die »Soziologie sich ihr [gemeint: die Philosophie; D.Š.] nicht substituieren (konnte), zumal sie selber auf wissenschaftstheoretische Verlegenheiten stieß, mit denen sie allein nicht fertig werden konnte« (2002: 12).

4 Unter »Axiome« verstehe ich im Folgende solche Fundamentalbegriffe und Konzeptionen, die im Hinblick auf die Architektur eines bestimmten Theoriegebäudes zentral sind. Dabei ist für den folgenden Zusammenhang auch bedeutsam, dass diese Axiome nicht immer explizit ausformuliert vorliegen müssen, sondern deren fundamentale Funktion innerhalb des jeweiligen Theorierahmens auch unklar bleiben kann. Insofern kann man »Axiome« mit Georg Bertram auch eher als »Implikate eines Denkens« ansehen, »deren Bestimmung nicht einfach auf der Hand liegt« (2002: 13).

sächsischen Gefilden hat sich unter der Rubrik ›Philosophy of Social Science‹ eine kleine Publikationsindustrie herausgebildet (vgl. Sica 1998: 6f.). Freilich hat sich mit dieser Ausweitung auch das Spektrum an Verbindungsstrategien zwischen Philosophie und Sozialtheorie in einem Ausmaß erweitert, das die Frage nach dem Verhältnis beider heute geradezu als absurd erscheinen lässt. Die Alternativen an philosophischen Vorläufertraditionen, die als Geburtshelfer der modernen Soziologie ins Spiel gebracht werden, reichen weit über die im 19. Jahrhundert einflussreichen Strömungen des Positivismus, Kantianismus und Historismus hinaus bis zur Lehre von der Politik, Naturrecht, Staats- und Kameralwissenschaft, Moralphilosophie und Moralistik (vgl. Koselleck 1991: 120). Anthony Giddens hat entsprechend in seinem Definitionsversuch des »Ursprungs der modernen Soziologie« festgestellt: »Offensichtlich gibt es viele verschiedene Interpretationen der Entstehung der Gesellschaftstheorie von ihrem Ursprung im Europa des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart« (1981: 96). Der schon angedeutete Befund eines Mangels von Darstellungen, welche die Begründung der modernen Soziologie vor dem Hintergrund der wissenschaftstheoretischen Grundlegungsversuche der Geisteswissenschaften beschreiben, bleibt von dieser Entwicklung unberührt.

In einer wenig beachteten Dissertation hat Heinrich Wahlen 1981 einen für unseren Fragezusammenhang besonders interessanten Rekonstruktionsversuch des Verhältnisses zwischen Philosophie und Soziologie vorgelegt, bei dem es im Wesentlichen um eine erkenntnistheoretische Lektüre der Arbeiten soziologischer Klassiker ging. Zur Verdeutlichung des vorliegenden Unterfangens können wir einige Anknüpfungs- und Abgrenzungspunkte zu Wahlens Studie bestimmen. Ausgehend von der Feststellung eines Mangels systematisch vergleichender Beschreibungen (1981: 17), ging es ihm insbesondere um die Aufklärung der »›Transformation‹ eines philosophischen Aussagenzusammenhanges in verschiedene soziologische Konzepte« sowie des »Traditionsbezugs« und der »Eigenart des Erkenntniszugriffs dieser Konzepte« (ebd., 19). Während Wahlen jedoch die Gemeinsamkeiten von soziologischen Klassikern und der Philosophie ausschließlich über die Ermittlung der Bezugnahmen auf Kant erschloss, soll in der vorliegenden Arbeit der Kontextualisierungsrahmen weiter gefasst werden. Die zunächst recht allgemeine Formulierung der ›Krisis des Wissens‹ als zentrales Bezugsproblems soll es erlauben, auch andere philosophische Denktraditionen jenseits des (Neo)Kantianismus in den Blick zu nehmen. Die durch Wilhelm Dilthey begründete Programmatik einer ›wissenschaftlichen Lebensphilosophie‹ wird dabei eine besondere Rolle spielen, weil deren Einfluss auf die Soziologie bislang noch nicht systematisch entfaltet wurde.<sup>5</sup>

---

5 Auf einzelnen Gebieten scheint sich derzeit in der soziologischen Theorie ein Trend zur Hinwendung der Frage nach lebensphilosophischen Einflüssen

In einer weiteren Hinsicht können wir – nachdem nunmehr ein viertel Jahrhundert vergangen ist – unseren Erklärungsanspruch über denjenigen Wahls hinausführen. Denn während es ihm nicht darum ging, »mit philosophischem Maßstab die Richtigkeit der verschiedenen sozialwissenschaftlichen Bezugnahmen auf diese Lehre zu übertragen« (ebd., 22), sollen hier am Ende als Resultat zumindest klare Anhaltspunkte für eine solche Evaluation dastehen.

Obgleich sich die klassischen Positionen von Simmel, Weber und Durkheim innerhalb der Grenzen des soziologischen Diskurses weiterhin unverminderter Prominenz erfreuen und man in deren »Reflektion erkenntnistheoretischer Probleme« noch heute »die herausragende Leistung der modernen klassischen Soziologie« (Dahme/Rammstedt 1995: 458) anerkennt<sup>6</sup>, werden deren epistemologische Beiträge in aller Regel auch von Soziologiehistorikern – ganz zu schweigen von Philosophen<sup>7</sup> – nicht (sic!) als originäre Versuche der Lösung und Bearbeitung der allgemeinen ›Krise der Vernunft‹ gewürdigt. In aktuellen Nachschlagewerken würde man unter diesem Schlagwort wohl ausnahmslos die Namen von Fachphilosophen und eben keine Vertreter von Einzelwissenschaften auffinden. So charakterisiert etwa Richard Rorty in seinem historisch angelegten Versuch, die Entwicklung der modernen Philosophie nachzuzeichnen, ausschließlich Wittgenstein, Heidegger und Dewey als die Heroen, welche die seit Descartes und Locke dominierende Definition des Problems der Wissensbegründung hinter sich gelassen und eine »anticartesianische und antikantianische Revolution« (1987: 17) bewerkstelligt hätten. Trotz aller zugestanden argumentativen Vereinfachungen unterschlägt Rorty auf diese Weise substantiell folgenreiche und wirkungsgeschichtlich bedeutsame Zwischenstationen dieser Entwicklung und verwischt damit wissenschaftshistorisch belegbare Übergänge. Über die philosophiegeschichtliche Epoche, die im Folgenden im Mittelpunkt stehen soll, wird etwas lapidar in zwei Sätzen hinweggegangen. Nachdem Rorty immerhin anerkennend bemerkt:

---

unterschiedlicher Autoren auf die Soziologie durchzusetzen. Siehe insbesondere Fitzi (2002), Delitz (im Erscheinen), Moebius (im Erscheinen), Seyfert (im Erscheinen), Šuber (2002, 2006b) sowie Junge/Šuber/Gerber (im Erscheinen).

6 Ähnlich auch Sprondel et al. (1980: 9).

7 Da dennoch eher selten die ignorante Haltung der Philosophie gegenüber sozialwissenschaftlichen Grundeinsichten zur Sprache gebracht wird, sei an dieser Stelle stellvertretend eine Aussage Kincaids wiedergegeben, der sehr offen seine »frustration with my philosophical colleagues who are willing to pronounce entire domains of social inquiry doomed to failure while paying little attention to what social scientists actually do« (1996: XV) bekundet. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive beklagt auch Endreß, dass die Entwicklung der Nachkriegssoziologie auch in Deutschland das »Profil eines vormals durchweg auch philosophisch interessierten und gebildeten Diskussionsmilieus innerhalb der Soziologie weitgehend zum Verschwinden brachte« (2000: 329).

»Gleichzeitig untergruben so verschiedenartige Philosophen wie Nietzsche, Dilthey und Bergson einige dieser kantianischen Voraussetzungen«, folgt umgehend das Verdikt: »Der Geist des Spielerischen, der sich um Neunzehnhundert anschickte, in die Philosophie einzutreten, wurde jedoch im Keim erstickt« (ebd., 186). Auch bei Jürgen Habermas trifft man zuweilen auf ähnlich pauschalisierende Wendungen:

»Alle diese Versuche, die Vernunft zu detranszendentalisieren, verfangen sich noch in den begrifflichen Vorentscheidungen der Transzendentalphilosophie, denen sie verhaftet bleiben. Die falschen Alternative entfallen erst mit dem Übergang zu einem neuen Paradigma, dem der Verständigung« (1992: 51).

Gegenüber diesen Darstellungen soll an dieser Stelle ohne weiteren Kommentar eine eher zeitgenössische Perspektive gestellt werden, die ein anderes Licht auf die Bedeutung dieser Epoche wirft:

»In dem wissenschaftlich-philosophischen Weltbild der Gegenwart vollzieht sich eine charakteristische Verschiebung. Sie geht von der Kausalität zur Finalität, von der Analyse zur Synthese, vom Mechanismus zum Organismus, von der bloßen Zergliederung und Erklärung zur Würdigung des Sinnes und Gehaltes. Die menschlichen Dinge nehmen in diesem heraufkommenden Weltbilde einen viel größeren Raum ein; insbesondere das menschlichen Wollen und Werten, überhaupt die ganze Art des Menschen, sich mit der Umwelt auseinanderzusetzen. Seine Grundlage bilden nicht mehr in erster Linie begriffliche Konstruktionen und Abstraktionen mit starkem Verlust an Wirklichkeitsgehalt nach Art der älteren Metaphysik, sondern wie man mit einem freilich vieldeutigen Wort gern sagt, das Leben selbst« (Vierkandt 1923: 5).

Es kann als eine weitere Triebfeder unseres Projekts angesehen werden, den Nachweis zu erbringen, dass entscheidende Reflexionsbewegungen, die gemeinhin als Ausweis modernen philosophischen Denkens interpretiert werden, bereits von einigen der in dieser Arbeit behandelten Autoren nicht nur vorgedacht, sondern zum Teil sogar explizit theoretisiert und systematisiert wurden. Ohne den nachfolgenden Einzelabhandlungen zu weit vorgreifen zu wollen, sei hier zumindest angedeutet, dass auch bei den Architekten der modernen Soziologie die philosophischen Zeichen der Zeit auf eine Überwindung des *klassischen* Philosophie- und Wissenschaftsbegriff standen. Sie trugen wesentlichen Anteil an der *Pragmatisierung* und *Verlebendigung* der klassischen Form der (neo)idealistischen Transzendentalphilosophie, die noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts von dem Gros der zeitgenössischen Philosophie für bewahrenswert erachtet wurde.<sup>8</sup> Die von Rorty und Habermas angelegten Kriterien für eine *moderne* Philo-

---

8 Eine Rehabilitierung der Begründer der modernen Soziologie in unserem Sinne wird auch von Koppetsch (2001: 362) explizit eingefordert.

sophie sollen zur Überprüfung dieser Hypothese am Ende der Untersuchung an die zuvor explizierten *soziologischen* Erkenntnistheorien herangetragen werden.

Wir stehen damit vor der diffizilen Aufgabe, sowohl gegenüber der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte auf der einen als auch der Soziologiegeschichtsschreibung auf der anderen Seite auf die ursprüngliche, thematisch und problemgeschichtlich ableitbare, Affinität und Verbundenheit beider Disziplinen aufmerksam machen zu müssen. Von einer systematischen Kontrastierung der soziologischen Theorien des Wissens mit den zeitgenössisch prominentesten Letztbegründungsphilosophien erhoffen wir uns, hilfreiche Einsichten für eine Lösung des soziologischen »Identitätsproblems« (Giesen 1989: 113) resp. zur Bestimmung der »kognitiven Identität« (Lepenes 1981: Iff.) der modernen Sozialwissenschaften zu erhalten. Seit nunmehr fast drei Dekaden hält eine national wie international geführte Debatte um den wissenschaftstheoretischen Status der Soziologie an, in welcher die Krisenrhetorik mal mehr und mal weniger drastische Töne annimmt.<sup>9</sup> Es können *cum grano salis* zwei unterschiedliche Argumentationsstrategien differenziert werden, die regelmäßig als Zeugen für das Bestehen einer »Krise der Sozialwissenschaften«<sup>10</sup> berufen werden: Zum einen beklagt man das Fehlen einer konsensfähigen theoretischen Auszeichnung des Gegenstandsbereichs der Soziologie. Polemisch ausgedrückt, es scheinen innerhalb der Zunft fast ebenso viele Gegenstandsdefinitionen zu kursieren wie es Soziologen gibt. Ähnlich verheerende Schlussfolgerungen zieht man desgleichen aus dem Hinweis auf die Methodenvielfalt der gegenwärtigen Sozialwissenschaften, die aus dem Blickwinkel anderer Disziplinen häufig als Ausweis einer akademischen Unreife aufgefasst wird.<sup>11</sup> Eine bemerkenswerte Deutung aus fachinterner

---

9 »Keine andere wissenschaftliche Disziplin ist so uneins mit sich selbst, keine andere geht so hart mit sich ins Gericht, bis hin zur Proklamation von Anti-Soziologien«, schreiben die Herausgeber eines kürzlich erschienenen Sammelbandes zu dieser Problematik (Merz-Benz/Wagner 2001).

10 Die Literaturflut zu dieser Thematik ist kaum noch übersehbar. Empfohlen sei daher die übersichtliche Darstellung bei Stehr (1991: 20ff.), der das mittlerweile vorherrschende »skeptische Selbstverständnis der Sozialwissenschaftler« (ebd., 22) historisiert. Von einigen Autoren wurde bereits sogar das »Ende der Sozialwissenschaften« ausgerufen (Horgan 1997).

11 An dem Bild, das Bernhard Giesen (1976) bereits vor fast drei Jahrzehnten zeichnete, hat sich bis heute nichts grundlegend verändert. Im gleichen Jahr resümierte Richard J. Bernstein (in der englischen Originalausgabe) ebenfalls ein »totales Chaos«: »Es gibt [...] kaum einen oder überhaupt keinen Konsens über die allgemein anerkannten Resultate der Sozialwissenschaft, über die spezifischen Forschungsverfahren, über die wesentlichen Probleme oder auch über die aussichtsreichsten theoretischen Ansätze bei der Erforschung von Gesellschaft und Politik« (1979: 11). Einen sehr guten Überblick über die Hintergründe der Krisendiagnose in der Soziologie liefert Eisenstadt (1974, 1983).

Perspektive gibt Thomas Luckmann. Er charakterisiert die jüngere Vergangenheit sowie die aktuelle Gegenwart als eine »desorientierte Epoche« (1999a: 312).<sup>12</sup> Aufschlussreich im Hinblick auf unsere Thematik ist dabei die Verknüpfung dieses Verdikts mit dem Befund der Absenz einer »allgemeinen und kritischen Theorie des Wissens« (1973: 144; 1980: 10). Vor diesem Hintergrund sprach Luckmann sogar von einem »kosmologischen Fiasko« (1999a) der Sozialwissenschaften. Seit mehreren Dekaden fordert er vehement die Wiederaufnahme der Suche nach einer »mathesis universalis« der Sozialwissenschaften (1980: 34). Luckmanns Diktum könnte sich der vorliegende Deutungsversuch zum Motto nehmen, denn wir teilen mit ihm die Auffassung, dass eine Neuorientierung und –Justierung der grundlagentheoretischen Gestalt der Soziologie nur über eine Selbstreflexion ihrer geistesgeschichtlichen und lebensweltlichen Ursprünge gewährleistet werden kann. Wir deuten die Feststellung, dass in den vergangenen Jahren in zunehmenden Maße Grundlagenreflexionen publiziert wurden, die teilweise schon in ihren Titeln den Anspruch der Aufklärung der ›Kritik der soziologischen Vernunft‹ tragen (vgl. Weiß 1993c; 2003; 2001; Wahl 2000; Morikawa 2001: VII; Nassehi 2006), als Ausweis für die Aktualität der hier entfalteten Problematik.<sup>13</sup>

Autoren wie Kettler/Meja/Stehr haben angemerkt, dass die gegenwärtige »situation bears an uncanny resemblance to the problem constellation at the beginning of the present century« (1990: 1443). Konsultiert man die Experten unterschiedlicher Denkströmungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts, so wird dieser Eindruck bestätigt. Ernst Wolfgang Orth (1994: 29) stellte etwa fest, dass die Orientierungskrise des 19. Jahrhunderts, welche den Rahmen für den Aufstieg der neukantianischen Bewegung abgab, auch in der Gegenwart fortbestehe. In Bezug auf den Historismus schlussfolgerte Gunter Scholtz, dass »die Geisteswissenschaften die Situation, die als Krise empfunden wurde, trotz der Gegenmaßnahmen noch kaum verlassen oder verändert (haben)« (1991: 150). Damit übereinstimmend kommentierte auch Herbert Schnädelbach: »Der Historismus ist dasjenige, dessen ›Überwindung‹ immer noch auf der Tagesordnung steht« (1999: 52).<sup>14</sup> Mit der Anführung eines ganzen Katalogs gegenwärtig diskutierter sozialwissenschaftlicher Problemstellungen dokumentiert Oakes eindrück-

---

12 In ähnlichem Sinne spricht auch Lichtblau von einer »Irritation über das akademische Selbstverständnis der modernen Soziologie« (1994: 528).

13 Damit widersprechen wir vor einiger Zeit geäußerten Standpunkten, denen zufolge »Overcoming foundations has become the watchword and preoccupation of contemporary thought« (Winfield 1989: 1). Auch wenn heute wieder ein Interesse für Grundlageforschung aufzuflammen schein, soll hier dennoch kein vergangenes Pathos beschworen werden. Welz', auf Husserl gemünzte, Feststellung gilt allgemein: »Verabschiedet ist heute der Versuch einer Letztbegründung des Wissens aus dem ›Geist‹. Es gibt keine Suche mehr. Wer dennoch sucht, kommt nie an« (1996: 98f.).

14 Ähnlich auch Oexle (1996: 93) und Brook (1991: 35).



lich die Kontinuitätslinie zu Fragestellungen, welche die soziologischen Klassiker bereits umgetrieben haben. Dieser sei folglich auch zur Illustration der Themenstellungen, die in den weiteren Kapiteln angesprochen werden, im Ganzen wiedergegeben:

»die Beziehung zwischen Natur- und Sozialwissenschaften; das Zusammenspiel von theoretischen und außerwissenschaftlichen Interessen bei der Wahl der Erkenntnisziele; das problematische Verhältnis der Wissenschaft zu Werten, das sich in der Frage nach dem Status einer Wissenschaft widerspiegelt, die ihren Gegenstand als durch Wertbezug konstituiert begreift; die Diskussion darüber, ob die Sozialwissenschaften allgemeine und systematische Theorien anstreben sollten, sowie das damit eng verbundene Problem, ob man sie mit nomologischen Mitteln erfaßt; die Frage nach der soziologischen Relevanz einer Theorie des Handelns; das Spannungsverhältnis zwischen der Erklärung gesellschaftlicher Phänomene einerseits und dem deutenden Verstehen von menschlichen Handlungen und kulturellen Schöpfungen andererseits; das Problem von sich wechselseitig ausschließenden begrifflichen Modellen und die Schwierigkeit, unabhängige Kriterien zu entwickeln, mit Hilfe derer über die jeweilige Geltung einzelner Positionen entschieden werden kann; die Auseinandersetzung um die Universalität und Notwendigkeit von solchen Rationalitätsstandards, wie sie sich im abendländischen Wissenschaftssystem herausgebildet haben; die Frage danach, ob die wissenschaftliche Rationalität eine privilegierte Stellung einnimmt oder ob wir es nicht vielmehr mit einer ganzen Reihe von aufeinander nicht rückführbaren und dennoch legitimen Rationalitätskriterien mit je eigenem Geltungsbereich zu tun haben« (1990: 11).

Trotzdem sich in den vergangenen fünfzehn Jahren insbesondere im Zuge der verschiedenen theoretischen ›Wenden‹ die Blickwinkel noch einmal verschoben haben dürften, bestärkt diese Auflistung unsere Grundansicht, dass die gegenwärtige Krise der Soziologie ohne Kenntnisnahme der Diskursformationen im Umkreis der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert weder verstanden, geschweige denn: gelöst werden kann.

Es kann durchaus nicht davon ausgegangen werden, dass das 19. Jahrhundert philosophie- und wissenschaftsgeschichtlich bereits vollends entschlüsselt wäre – im Gegenteil: ein Blick auf die jüngere Literatur bestätigt Köhnkes Eindruck, dass erst in der aktuellen Gegenwart »die Neubewertung der Wissenschaft der Jahrhundertwende in vollem Gang (ist)« (1996: 23).<sup>15</sup>

Die vorliegende Studie versteht sich im Sinne Rortys als »therapeutisch« (im Gegensatz zu »konstruktiv«) (1987: 17), womit gesagt sein will, dass es angesichts der Brisanz der im folgenden zu entfaltenden philosophischen Problemstellungen mehr als vermessen wäre, auch nur die Lö-

---

15 Siehe dazu auch Kühne-Bertram (1987: 14f.) und die dort angemerkte Literatur.

sung eines einzigen beanspruchen zu wollen. Dem gegenüber geht es hier primär darum, problemgeschichtliche Linien und systematische Problemzusammenhänge zwischen zwei Disziplinen zu rekonstruieren, die heute nicht selten zwei verschiedenen ›Kulturen‹ (Lepenies 1985) zugerechnet werden.

Nachstehend soll der Argumentationsgang der nachfolgenden Kapitel *in nuce* umrissen und dabei die jeweiligen Interpretationsziele vorgezeichnet werden.

An zentraler Position fungiert ein Bezugsrahmen, der für fachbezogene Fragestellungen eher unüblich breit ist und dessen Erörterung aus diesem Grunde gesonderter Platz in der vorliegenden Arbeit gewidmet sein soll. Entsprechend beschäftigt sich der erste Teil mit der Explikation der Genese der ›Krise des Wissens‹, ihrer konkreten ideen- und sozialgeschichtlichen Hintergründe und ihrer unterschiedlichen Aspekte. Krisenphänomene wurden in der zweiten Jahrhunderthälfte des 19. Jahrhunderts auf den unterschiedlichsten intellektuellen und gesellschaftspolitischen Kulturfeldern diagnostiziert. Von daher bedarf die hier im Vordergrund stehende ›Krise des Wissens‹ einer genaueren Eingrenzung und Konturierung.

Der anschließende zweite Teil konzentriert sich auf eine besondere Manifestierung der ›Krise des Wissens‹, nämlich in der Form, wie sie sich seit Ende des 19. Jahrhunderts in der philosophischen Reflexion ausgeprägt hat. Zu diesem Zweck sollen drei unterschiedliche philosophische Grundlegungsentwürfe aufgeführt und verglichen werden. Gemeinsam ist ihnen der Anspruch, eine originäre und allgemeingültige Lösung der Wissensproblematik dargeboten zu haben. Im Einzelnen werden die *lebensphilosophische*, *neokantianische* (Badischer Provenienz) und *phänomenologische* Grundlegungsaxiomatik vorgestellt, welche in wirkungsgeschichtlicher Hinsicht sowohl in der Wahrnehmung der Zeitgenossenschaft als auch der Philosophiegeschichte von größtem Einfluss gewesen sind (vgl. Kusch 1995: 161). Es sei hier bereits zugestanden, dass man mit oberflächlichen Sammelbezeichnungen wie *Lebensphilosophie*, *Neukantianismus* oder *Phänomenologie*, wie sie hier nur zur allgemeinen Identifizierung herangezogen wurden, nicht weit kommt. Es wird von daher in der Rekonstruktion primär darum gehen, den systematischen Gehalt des jeweiligen Theoriegebäudes anhand der Untersuchung der zentralen Begrifflichkeiten und der charakteristischen Aufbau-logik der Theoriesystematik herauszustellen. Einer solchen synoptischen Übersicht können schließlich diejenigen zeitgenössischen, *philosophischen* Relevanzkriterien entnommen werden, die im Hinblick auf die Aufgabe der Einschätzung des *philosophischen* Gehalts der *soziologischen* Fundierungskonzeptionen orientierungsweisend sind. Es kann hier vorweggenommen werden, dass am Ende des zweiten Teils drei unterschiedliche theoriearchitektonische Spielarten einer Erneuerung der Philosophie differenziert werden: eine *lebensphilo-*

*sophisch-holistische*, eine *neukantianisch-dualistische* und schließlich eine *phänomenologisch-monistische* Grundlegungsprogramm.

Im dritten Teil der Studie sollen diese drei Alternativen gewissermaßen einem praktischen Test unterzogen werden, bei welchem es letztlich darum geht, das sozialwissenschaftliche Fundierungspotential der jeweiligen Ansätze zu ermitteln.<sup>16</sup> Zu diesem Zweck wählen wir zunächst Simmel und Weber als vermeintliche Adepten einer neukantianisch-dualistischen Grundlegungsstrategie (Backhaus 1999: 68), Mannheim als Repräsentanten einer holistisch inspirierten Konzeption der Soziologie und schließlich mit Schütz den mutmaßlichen Begründer einer ›phänomenologischen Soziologie‹ (Grathoff).

Zunächst ist es jedoch durchaus berechtigt, über die Frage zu streiten, inwiefern etwa Max Weber seine methodologischen ›Gelegenheitsarbeiten‹ (Tenbruck) als eine einheitlich-systematische ›Wissenschaftslehre‹ aufgefasst haben wollte. In der soziologischen Theorie firmierten sie mindestens so lange unter dieser Titulatur, bis Friedrich H. Tenbruck 1959 in einem wegweisenden Aufsatz auf die speziellen Entstehungshintergründe der ›Aufsätze zur Wissenschaftslehre‹ hinwies. Ebenso liegt der Zusammenhang von Simmels geschichtsphilosophischen Positionen mit einer allgemeinen Wissenstheorie zum einen und mit der Grundlagenproblematik der Sozialwissenschaften zum anderen keineswegs offen zutage. Aus diesen Gründen wird es eines der wichtigsten Interpretationsziele sein, zunächst die mehr oder weniger explizit geäußerte oder auch nur implizit enthaltene systematische Intention der soziologischen Autoren zu rekonstruieren. Im anschließenden Schritt wäre dann die besondere Zusammenhangslogik zwischen unterschiedlichen Untersuchungsgebieten bei diesen Autoren aufzusuchen. Unter *Systematizität* wird im Folgenden also nicht ausschließlich strenge philosophische Systematizität (etwa im Sinne Kants)<sup>17</sup> präjudiziert, sondern schon ein vergleichsweise *loser* Beziehungszusammenhang von verschiedenen theoretischen oder argumentationslogischen Einzelbausteinen, wie er etwa in Max Webers Kriterium der ›sinnhaften Adäquanz‹ (*WuG*: 5) zum Ausdruck kam. Entsprechend diesem Maßstab wäre bereits *sinnlogisch* miteinander verknüpften Theorieelementen ein systematischer Zusammenhang attribuierbar. Diese Differenzierung ist insofern von Belang, als eine der zentralen hermeneutischen

16 In diese Richtung weist auch ein von der Studiengruppe ›Philosophische Grundlagen der Wissenschaften‹ initiiertes Reflexionsversuch (Marx 1987), bei welchem es darum ging, »Philosophische Grundbegriffsgestaltungen auszuprobieren, sie in der Auseinandersetzung mit den Einzelwissenschaften auf ihre sachliche Verwendbarkeit zu überprüfen und den Blick für zu kurzschlüssige Vereinfachungen zu schärfen« (Funke/Marx 1987: 9). Getestet werden hier hegelianische, neukantianische, phänomenologische und fundamentalontologische Grundlegungssysteme.

17 Hierzu wird im ersten problemgeschichtlichen Teil der Arbeit Näheres auszuführen sein.

Direktiven interpretatorische Offenheit gebietet, die man sich durch ein stures Festhalten an einem restriktiven Begriff von Systematizität von vornherein verbauen würde. Ausgeschlossen würde dadurch etwa die Möglichkeit der Erfassung der systematischen Gründe, aus denen heraus etwa ein Georg Simmel auf strenge philosophische Systematizität gerade verzichten wollte. Ebenso würde man übersehen, dass Weber aus Gründen, die jenseits irgend welcher methodologischer oder gar philosophischer Problemlagen angesiedelt waren, und im wesentlichen mit dessen Sicht auf das ›So-und-nicht-anders-Gewordensein‹ der modernen okzidentalen Kultur in Beziehung standen, zu einer Neubestimmung der Fundierungsbasis der Wissenskonstitution angeregt wurde.

Aus diesen beiden Exempeln leuchten bereits einige der grundlegenden Schwierigkeiten hervor, mit denen jeder Versuch der Bestimmung der Systematizität und Argumentationslogik von *soziologischen Erkenntnistheorien*<sup>18</sup> konfrontiert ist. Diese an dieser Stelle im Einzelnen auszuführen, erscheint daher angebracht.

Der Anspruch, in Simmels Denkentwicklung eine systematische Linie herauslesen zu wollen, sieht sich vermeintlich unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüber gestellt. Simmel genießt bis heute den Ruf des unsystematischen Philosophen *par excellence* (Köhnke 1996: 14). Nicht nur seine unmittelbaren Zeitgenossen unterstellten ihm eine philosophische »Bodenlosigkeit« (Dilthey, Yorck, Windelband), die teilweise sogar auf seine jüdische Abstammung zurückgeführt wurde<sup>19</sup>, sondern auch noch in der Gegenwart bestreiten Autoren wie Coser (1965: 3) und Frisby (1981: 69, 101) die methodologisch-systematische Einheit seines Denkens. Erst in jüngster Zeit treten einige Autoren mit der Ambition auf den Plan, die ›Einheit der Wissenschaftslehre Georg Simmels‹<sup>20</sup> nachzuweisen. Vor fast zehn Jahren hatte Michael Großheim die »Verortung seines Werks im Spannungsfeld von Soziologie und Philosophie« zu einer der zentralen »Aufgaben der nächsten Zeit« gezählt (1996: 11). Auf diese Forschungslücke reagiert die hier eingenommene Rekonstruktionsperspektive insofern, als es ihr primär darauf ankommt, jenen roten Faden zu rekonstruieren, der sich durch Simmels außerordentlich vielseitige Denkaktivitäten und Beschäftigungsfelder hindurch zieht und dessen Absenz man allgemein beklagt. Um zum wissenssystematischen Kern in Simmels Gedankenarbeit vorzustoßen, von welchem her sich das Themenspektrum seines

---

18 Mit dieser Wende meine ich keine soziale Epistemologie im Sinne Fullers (1988), sondern beziehe mich allgemein auf die erkenntnistheoretischen Arbeiten von soziologischen Klassikern in Abgrenzung zu den Konzepten von Fachphilosophen. Die sich hier aufdrängende Frage nach dem jeweiligen Selbstverständnis der hier als Soziologen aufgeführten Autoren wird in den jeweiligen Kapiteln des dritten Teils der Arbeit diskutiert.

19 Siehe dazu die maßgeblichen Studien von Köhnke (1995; 1996: 116ff.).

20 Die Paraphrase des programmatischen Titels der klassischen Weber-Studie Dieter Henrichs (1952) sei an dieser Stelle gestattet.

Werks entfalten lässt, empfiehlt es sich – seiner Fragment gebliebenen autobiographischen Skizze folgend –, Simmels Anknüpfung an Kant zu beleuchten.<sup>21</sup> Darin wird sich nicht nur offenbaren, dass Simmel eine eigenständige Position gegenüber Kant entwickelte, die unabhängig von allen kursierenden Varianten eines Neukantianismus zu erachten ist, sondern auch, dass er noch vor Wilhelm Windelband, dem Begründer der Badischen Schule des Neokantianismus, einen auf kantianischen Prinzipien fundierten Versuch einer »Kritik der historischen Vernunft«<sup>22</sup> entworfen hatte. In der Analyse dieser frühen Konzeption werden wir herausstellen, dass Simmels äußerlich *kantianische* Wissenssystematik spätestens nach der Abfassung der ›Großen Soziologie‹ (GSG 11) immer mehr durch lebensphilosophisch-pragmatistisch inspirierte Denkfiguren unterfüttert und getragen wurde. Gerade die Erforschung der ›soziologischen Apriori‹ brachte Simmel zu der Einsicht, dass eine strenge dualistische Differenzierung zwischen den ›Formen der Vergesellschaftung‹ einerseits und ihrem ›fundierenden *Material*‹ andererseits nicht weiter aufrecht zu erhalten war. Simmels Wissenschaftsverständnis, so können wir vorerst resümieren, konstituiert sich somit aus (zwei) philosophisch disparaten Quellen, deren Spannungsverhältnis charakteristisch für alle Schaffensphasen des Autors bleiben wird. In methodologischer Hinsicht formulierte Simmel auf dieser Basis ein *relationistisches* Wissenschaftsmodell, das in mehreren gewichtigen Punkten zu der von den vorherrschenden philosophischen Hauptströmungen eingeforderten Form der Wissensbegründung in Kontrast stand.

In gewisser Hinsicht liegt im Falle Webers eine gegensätzliche Problemkonstellation als bei Simmel vor. Denn während man in Bezug auf Letzteren erst in jüngster Zeit auf die Homogenität seines Denkens aufmerksam zu machen beginnt, ist man in der Weber-Interpretation mittlerweile schon länger dabei, die von Henrich bereits 1952 postulierte ›Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers‹ zu dekonstruieren.<sup>23</sup> Tenbrucks maßgeblicher Aufsatz zur ›Genesis der Methodologie Max Webers‹ (1959b) hatte an dieser Entwicklung maßgeblichen Anteil. Darin wies er auf die Entstehungshintergründe der einzelnen ›Auftragsarbeiten‹ hin, die

---

21 Eine ähnliche Empfehlung ist aus Ziemanns (2000: 21) Ausführungen ableitbar.

22 Dieser Formel bediente sich der junge Dilthey in Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1860 (Misch 1933: 120) – also 23 Jahre (!) vor der Veröffentlichung des ersten Bandes der ›Einleitung in die Geisteswissenschaften‹ – zur Kenzeichnung des Desiderats einer allgemeinen Theorie des geisteswissenschaftlichen Wissens. Noch in seinem Spätwerk sprach er von einer solchen ›Kritik‹ (GS VII: 191).

23 Das Verdienst, die erste systematische Interpretation der Weberschen Wissenschaftslehre gegeben zu haben, gebührt allerdings zweifellos Alexander von Schelting (1934), dessen Hauptwerk noch heute zu den maßgeblichen Arbeiten der Weber-Forschung zu zählen ist.

gegen Webers Willen zu einer ›Wissenschaftslehre‹ hypostasiert worden seien. Die angedeutete Diskrepanz in der Deutung von Max Webers wissenschaftstheoretischen Beiträgen durchzieht auch noch die gegenwärtigen Debatten um die Einschätzung von Webers methodologischer Autorität.<sup>24</sup> Vorwiegend jüngere Interpreten verabschieden sich von dem jahrzehntelang verfolgten Projekt, nach einem vermeintlichen *Zentrum* in Webers Denken zu suchen, von welchem aus schließlich Webers Gesamtwerk zu erschließen sei (vgl. Endreß 1990: 11; Wagner/Zipprrian 1994: 24f.; Lichtblau 2000: 128). Stattdessen zeigt sich zunehmend die Tendenz, die Interrelationen zwischen Webers methodologischen, ethischen, politischen und soziologischen Schriften zu erkunden, anstatt wie bislang von *einem* dieser Erkenntnisbereiche ausgehend die anderen zu erschließen (vgl. Zingerle 1989: 380f.; Scaff 1989: 7ff.).

Die Gründe, weshalb sich Weber mit Sachfragen einer ›kulturwissenschaftlichen Logik‹ (GAWL: 215) zu befassen begann, müssen auf anderem Terrain gesucht werden als in der ›Wissenschaftslehre‹ allein. Unsere Suchrichtung nimmt einen Hinweis Sam Whimsters auf, welcher besagt, »daß Webers methodologische Schriften sämtlich auf seinen Aufsatz ›Wissenschaft als Beruf‹ hinführen« (1988: 382). In seinem berühmten Vortrag deutete Weber – eher implizit als explizit – auf einige Verbindungslinien zwischen seinen theoretischen und materialen Arbeiten hin, die im Hinblick auf die Exploration der wissenstheoretischen Grundintention seines Schaffens von Gewicht sind. Das ›Problem des Wissens‹, so dürfen wir vorausgreifen, konstituierte sich für Weber weniger aus wissenschaftsimmanenten Problemlagen heraus, sondern aus einer eigentümlichen Sichtweise auf die Entwicklung der okzidentalen Moderne. In ›Wissenschaft als Beruf‹ entwarf er eine Skizze eines über zwei Jahrtausende umfassenden Prozesses der ›Intellektualisierung‹ und ›Rationalisierung‹ der Welt, dessen genealogische Aufklärung wohl mit einigem Recht als das Hauptinteresse des Weberschen Denkens angesehen werden darf. Diese Entwicklung habe Weber zufolge nicht nur zur ›Entzauberung der Welt‹, sondern auch zur Entfremdung des modernen Menschen von seiner lebenspraktischen Umwelt geführt. Vor dem Hintergrund der Ausdifferenzierung sich widerstreitender ›Wertsphären‹ und ›Lebensordnungen‹ seit der *Aufklärung*, mussten die Ausgangspunkte der Wissenskonstitution auf neue Grundlagen gestellt werden. Als diejenige Wissensquelle, die Weber als einzig mögliche Quelle der Rationalität unter den Bedingungen der Moderne ansah, erwies sich das ›Individuum‹. Nicht nur im Rahmen seiner Ethik, sondern auch in der Begründung einer ›verstehenden Soziologie‹, die den ›subjektiv gemeinten Sinn‹ individueller Akteure zum Aus-

24 Hier sei stellvertretend auf die Beiträge hingewiesen, die im *Berliner Journal für Soziologie* anlässlich des 100jährigen Jubiläums des Erscheinens von Webers ›Objektivitätsaufsatz‹, versammelt wurden (2004). Einen Gesamtüberblick geben Wagner/Zipprrian (1994: 11ff.).

gangspunkt nimmt, galt ihm ausschließlich das individuelle Subjekt als ›Träger von Sinn‹. Inwiefern sich auch in Webers ›Wissenschaftslehre‹ und insbesondere in der Idealtypenlehre die von Tenbruck behauptete »Subjektivierung der Kulturwissenschaften« (1959b: 618) manifestierte, wird sorgfältig zu überprüfen sein.

Neben der Auszeichnung des individuellen Subjekts als Zentrum der Wissenskonstitution, ist in Webers Methodologie noch eine zweite Grundtendenz zu bemerken, die im Hinblick auf die Abgrenzung gegenüber der zeitgenössischen systematischen Philosophie im Allgemeinen und dem Neukantianismus im Besonderen von Gewicht ist. Ähnlich wie Simmel rekurierte auch Weber zur Fundierung der ›verstehenden Soziologie‹ auf *hermeneutische* Argumentationsfiguren und brachte sich damit zugleich in Distanz zu seinem vermeintlichen Gewährsmann Rickert. Gegenüber dem notorisch repetierten Vorurteil, dass Webers »theory is practically identical with that of Rickert« (Burger 1976: xii), soll die Eigenständigkeit von Webers Wissenschaftsverständnis herausgestellt werden.

Anders als bei Simmel und Weber war die Frage nach der Systematizität, die sich hinter Karl Mannheims Formulierung der ›Soziologie des Wissens‹ verbarg, lediglich eine Frage für Spezialisten und nicht von allgemeinem Interesse.<sup>25</sup> Sein Status als soziologischer Klassiker verdankt sich im Grunde ausschließlich dessen wissenssoziologischen Einzelstudien. Die sozialwissenschaftliche Rezeptionsgeschichte der Wissenssoziologie wurde für lange Zeit überschattet von der Debatte um das Verhältnis der Mannheimschen Soziologie des Wissens zur (marxistischen) Ideologiekritik (vgl. Meja/Stehr 1982a: 13ff.). Durch diese Fokussierung geriet das ursprüngliche Anliegen, von welchem der *Philosoph* Mannheim ausgegangen war, in den Hintergrund. Erst seit der Veröffentlichung zweier wichtiger Manuskripte (*SdD*), aus welchen der Übergang von Mannheims philosophisch orientierten Frühschriften zur Soziologie des Wissens ersichtlich wird, lässt sich die ursprüngliche grundlagentheoretische Programmatik Mannheims rekonstruieren.

Die beiden Arbeiten belegen eindrücklich, dass der ›junge‹ Mannheim von der ›Krise des Wissens‹ unmittelbar betroffen war. Nicht eine ›Kritik der historischen Vernunft‹ nach dem Vorbild Diltheys, doch immerhin ein »Novum Organon der Geisteswissenschaften« (*SdD*: 164) in Anknüpfung an Bacons *Opus Magnum* war das Fernziel, an welches er sein Philosophieren ausrichtete. Er entwickelte diese Konzeption programmatisch in Abgrenzung gegenüber allen idealistischen, d.h. an Kant orientierten, Lösungsversuchen, denen er mangelnde philosophische Radikalität vorhielt. Sie scheiterten seiner Ansicht nach allesamt an der Aufgabe, die der ›jun-

---

25 Herausragend unter den Rekonstruktionsversuchen der Gesamtentwicklung Mannheims sind die Studien von Kettler/Meja/Stehr (1984; 1989), Loader (1985) und Woldring (1986).

ge< Mannheim für unhintergebar hielt, nämlich die systematische Aufarbeitung der »alltäglichen bzw. ›allgemeinen Welterfahrung« (ebd., 150). Allerdings entdeckte er in Wilhelm Dilthey denjenigen Philosophen, in dessen Arbeiten er einen »kongenialeren philosophischen Boden« (ebd., 178) fand, von dem aus die Grundlegungsprobleme mit größerer Erfolgsaussicht angegangen werden konnten. Er übertrug schließlich einige der zentralen, von Dilthey in die Wissenschaftstheorie eingeführten, lebensphilosophischen Denkfiguren auf eine explizit *kulturwissenschaftliche* Verstehenstheorie bzw. eine ›Theorie des konjunktiven Erkennens«.

Eines der Hauptanliegen unserer Rekonstruktion wird sein, die bestehenden theoretischen Verknüpfungen und Zusammenhänge zwischen der Wissenssoziologie auf der einen Seite und seiner frühen, unpubliziert gebliebenen »dynamisch-historischen Lebensphilosophie« (Kettler/Meja/ Stehr 1980: 19) auf der anderen, zu extrahieren. Die Komplexität dieser Aufgabe ergibt sich daraus, dass die von Mannheim unmittelbar nach der Abfassung der lebensphilosophisch inspirierten Arbeiten entwickelte ›Lehre von der Seinsgebundenheit des Wissens« auf eine vollkommen neue Terminologie und Argumentationsstrategie gesetzt hatte, so dass der originale entstehungsgeschichtliche Ideenhintergrund der Wissenssoziologie verschüttet gehen konnte. Gleichwohl stützen mehrere Indikatoren den Eindruck, dass auch die Soziologie des Wissens von Beginn an ein *hermeneutisches* Unternehmen war und die Diskussion um die vermeintlich marxistischen Wurzeln der Wissenssoziologie von ihrem ursprünglichen systematischen Anliegen wegführt. Damit begeben wir uns in eine Gegenposition zu der heute weit verbreiteten Tendenz, die philosophischen Implikationen, welche die Wissenssoziologie transportiert hatte und die wohl letztlich auch der Hauptauslöser des ›Streits um die Wissenssoziologie« darstellten, von der Wissenssoziologie als empirischer Forschungsmethode abzutrennen.<sup>26</sup> Entgegen dieser Deutungsrichtung soll gezeigt werden, dass die *Soziologie* des Wissens von Karl Mannheim das konsequente Ergebnis eines *philosophischen* Reflexionsprozesses darstellt, welcher seinen Ausgangspunkt von der ›Krise des Wissens« nahm.

Aus wiederum einer anderen Konstellation heraus als in den vorgenannten Fällen, treten einem systematisierenden Interpretationsanliegen mit Bezug auf Alfred Schütz' Sozialphänomenologie besondere Hindernisse entgegen. Zunächst ist es keineswegs einfach zu entscheiden, ob in dessen Neukonzipierung der ›verstehenden Soziologie« im ›Sinnhaften Aufbau« (ASW II) oder in der geplanten, jedoch nicht ausgeführten *proto-soziologischen* ›Theorie der Lebenswelt« das soziologische Hauptvermächtnis des Autors zu sehen ist. Von größerem systematischem Gewicht

---

26 In dieser Hinsicht wirkten im angelsächsischen Sprachraum die einflussreiche Interpretation Robert K. Mertons (1969: 495) und im deutschsprachigen Wissenschaftsraum vor allem Berger/Luckmanns ›Theorie der Wissenssoziologie« (1992: 15).



ist jedoch die Frage, auf welchem philosophischen Boden Schütz die Soziologie errichten wollte. In dieser Frage stehen sich zwei antagonistische Interpretationsrichtungen gegenüber. Auf der einen Seite wird fest behauptet, dass Schütz' Übertragung der Husserlschen Transzendentalphänomenologie in eine »phänomenologische Soziologie« (Psathas 1973; Grathoff 1995) letztlich noch innerhalb des von Husserl vorgegebenen Theorierahmens verbleibt (Grathoff 1978: 76). Die Gegenposition behauptet dagegen, dass Schütz' *Mundanisierung* transzendentalphilosophischer Grundbegriffe theoretische Folgen evoziert hat, die mit Husserls Grundintention inkompatibel sind (Kockelmans 1979: 38; Welz 1996: 171). Autoren wie Luckmann (1980b: 9), Srubar (1988: 279) und Soeffner (1999a: 35) haben in den vergangenen Jahren auf den anthropologischen und pragmatischen Unterbau der Schützschen Sozialphänomenologie hingewiesen und damit die Distanz zu Husserls Transzendentalphänomenologie mindestens implizite bestätigt.

Vor diesem Hintergrund wird das besondere Augenmerk darauf gerichtet werden müssen, inwiefern sich mit Schütz' *Ontologisierung* von Husserls transzendentalphilosophischen Konzepten – wie zum Beispiel Husserls »einsames Ego« oder auch die »Lebenswelt« – und deren Transplantation in einen *pragmatistisch* gedüngten Boden die ursprüngliche Bedeutung der phänomenologischen Begriffe modifiziert. Ist dies der Fall, müsste geklärt werden, auf welchen axiomatischen Fundamenten Schütz sein Theoriegebäude schließlich in Wirklichkeit, unabhängig von seinen eigenen Auszeichnungen, errichtet hatte. Die in den entsprechenden Kapiteln eingehender zu begründende Hypothese behauptet, dass im Laufe von Schütz' Denkentwicklung die lebenspragmatischen Motive auf Kosten der transzendentalphänomenologischen immer mehr an Gewicht gewinnen, wie sich insbesondere anhand der Intersubjektivitätsproblematik belegen lässt. Diese Entwicklung steigert sich weit genug, um die These zu stützen, dass Schütz' protosozilogische Lebenswelttheorie nicht auf phänomenologischem, sondern lebensphilosophisch-pragmatischen Grund steht. Damit begegnen wir hier einem ähnlich hybriden Kompromissgebilde, wie wir es oben bereits für Simmel und Weber angedeutet hatten. An dieser Stelle soll bereits erwähnt werden, dass im Fall von Schütz' Vermittlungsversuch von Transzendentalphilosophie und empirischer Sozialwissenschaft weniger Diltheys Ansatz als Inspirationsquelle für pragmatistische Denkmotive fungierte, als die lebensphilosophischen Ausführungen Bergsons und Schelers.

In dem abschließenden Resümee werden die Einzelergebnisse des dritten Teils zu einem Gesamtbild über die »soziologische Kritik der philosophischen Vernunft« synthetisiert und weiterführende Schlussfolgerungen aus diesen Ergebnisse gezogen.